

Meine erste Hochzeitsreise.

In allen braven Geschichten — sowohl für Große als für Kleine — spielen Kinder eine sehr schöne Rolle. Sie kommen immer im entscheidenden Moment, und sowie sie auf dem Plan erscheinen, schwinden alle Misshelligkeiten. Die empörten Wogen glätten sich, alle Dissonanzen lösen sich in eitel Harmonie, die Gesichter der Anwesenden strahlen von Glück und Heiterkeit, und die kleinen Engel, die all das zuwege gebracht, stehen im Mittelpunkt der rührenden Szene. — Ich weiß nicht, ob ich den großen Leuten Unrecht tue, aber in meiner Erinnerung ist es mir so, als ob die Kinder oft nur willkommene Statisten abgeben würden. Sobald sie aber aus ihrer stummen Rolle heraustreten möchten, und sich die eigene kleine Individualität zum Worte meldet, werden sie den Großen un bequem und sind überall im Wege.

Ich sollte also eine Hochzeit mitmachen! In meiner Vorstellung war eine Hochzeit das Schönste und das Herrlichste, was man erleben konnte. Meine Mutter teilte mir eines Tages mit, dass mein Onkel Fritz in R. die Absicht hätte, sich zu verheiraten, und knüpfte daran das Versprechen, mich als Kranzjungser zu dem Feste mitzunehmen, wenn ich sehr brav wäre und in den Feiertagskleidern nicht mehr zum Bach liefe Wasser schöpfen. Auch dürfte ich nie wieder in meinem neuen Strohhut Sand tragen und in den Prünellschuhen auf die Wiese gehen. Es war noch eine ganze Reihe ernster Bedingungen, die meine Mutter stellte. Ich sagte alles zu. Wenn meine Mutter mein ewiges Seelenheil von mir verlangt hätte, ich hätte es auch darein gegeben. War es doch die erste Reise, die ich unternehmen sollte. Und das allein dünkte mich schon etwas Wunderbares.

In den nächsten Tagen kam die Großmutter mit einer Cousine angefahren, die auch mitsollte. Meine Cousine Anna war um ein Jahr älter als ich und mir, da sie ein Schuljahr bereits hinter sich hatte, sehr überlegen.

Nun begann die köstliche Zeit der Erwartung und der Vorbereitungen. Wir hatten kaum Augen genug zu schauen, wollten überall dabei sein, wo etwas besprochen wurde, und lebten in steter Erregung und Verwunderung. Vom Dachbalken herab, mitten in der Kleiderkammer, daß sie ja nicht gedrückt würden, hingen unsere frisch gewaschenen Mullkleider, deren sich alsbald Fräulein Mali bemächtigte, um sie dein festlichen Anlaß entsprechend weiter auszuschnücken. Fräulein Mali besaß die spitze Nase, die ich in meinem kurzen Leben gesehen hatte, und einen Kopf voll krauser grauer Löckchen, die ebenso kunstvoll als zierlich mit einer breiten Samtmasche abgebunden waren. Von Fräulein Mali, die ein Lebensalter hindurch der weiblichen Jugend unseres Städtchens die Geheimnisse des Strickstrumpfs und der gerollten Übernath erschloß, ging die Sage, daß sie in ihren jungen Jahren in Wien gewesen sei. Somit erschien sie auch als die berufenste Person, in allen Fragen des Geschmacks und der guten Sitte das entscheidende Wort zu sprechen. Fräulein Mali zeigte sich dem in sie gesetzten Vertrauen durchaus gewachsen. Mit der herrschenden Mode immer in feindlichem Gegensatz, bezog sie ihre Ideen und Anregungen vornehmlich aus dem reichen, aber etwas vergilbten Schatze ihrer Erinnerungen. Sie schwelgte förmlich in längst vergangenen Herrlichkeiten, und alles, was sie an „Schönem“ aus ihrer schon lang dahingeschwundenen Jugendzeit hervorstöberte, wurde jetzt zu Nutz und Frommen unserer äußeren Erscheinung angewendet.

Zunächst kamen, wie gesagt, unsere bläulich-weißen und ansehnlich gesteiften Mullkleider daran — Fräulein Mali war immer für feinste Reisstärke, denn diese allein bewahre ein Kleid vor der Lappigkeit, die Mali so sehr verabscheute. Sie wurden beide in gleicher Weise mit Vergißmeinnicht und kleinen Rosen benäht. Fräulein Mali sagte, das sei sehr sinnig und passe für so junge Kinder. Für unsere Köpfe wurden blaue Seidenmaschen zurechtgemacht, nicht ganz im selben Ausmaß, wie die von Fräulein Mali, aber genau von derselben Bauart.

Auch die Schuhe erhielten breite Schleifen, noch außer den Quasten, die schon der Schuster in Anbetracht der festlichen Gelegenheit angebracht hatte, und daß auch die Strumpfbänder mit Seidenmaschen verziert wurden, war etwas Selbstverständliches. Schlimme Sorge bereiteten Fräulein Mali unsere dünnen Häse und die spindeldürren Arme Anna's, welche, da die Ärmel nur bis zum Ellbogen reichten, ein schweres Problem für Fräulein Malis Toilettenkünste bildeten. Was die Häse anbelangt, entschied sie sich für schwarze Samtbänder, mit denen sie, wie sie erzählte, in der Tanzstunde immer viel Beifall gefunden hatte; doch wurden sie, da sie ihr für einen so freudigen Anlaß zu düster erschienen, im Einklang mit den Kleidern abwechselnd mit Rosen und Vergißmeinnicht benäht. Auch für Anna's spitze Ellbogen ward ein Ausweg gefunden. Anna's Baumwollhandschuhe wurden durch eine breite Spitze um ein ansehnliches verlängert und mit einer schönen, dichten und steif abstehenden Tüllrüsche abgeschlossen.

Als Fräulein Mali die getroffenen Vorbereitungen in ihrer Gesamtwirkung besah, war sie sehr zufrieden und packte mit einer wehmütigen Reminiszenz an ihre eigene schöne Jugendzeit die Kostbarkeiten in Seidenpapier und in die dafür bestimmten Schachteln und empfahl sich bis auf weiteres.

Zwei Tage später kam sie wieder und zwar in Begleitung von Justine Weigner, der gesuchtesten Friseurin des Ortes. Fräulein Mali gab ihre Instruktionen, und Justine erhob ein Gezeter, weil wir nicht zur Stelle waren und sie viel zu tun hatte. Wir wurden aus dem Garten hereingeholt, wo wir eben beschäftigt waren, eine Haselnußpflanzung anzulegen, die uns im nächsten Jahre mit einer reichen Ernte erfreuen sollte. Die immer pressierte Justine kam uns scheltend an der Stiege entgegen, packte uns ohne viele Umstände eine nach der anderen und setzte uns mit einem kräftigen Ruck auf einen Reisekoffer, wo wir in der richtigen Höhe ihr bequem zur Hand saßen. Die Entschiedenheit, mit der dieser Ruck ausgeführt wurde, war ganz danach angetan, etwaige vorwitzige Fragen oder Einwendungen im Keime zu ersticken und uns beide zum willenlosen Opfer ihrer Künste zu machen. Sie zog aus der Tasche ein Bündel Lockenwickel, aus ihrer Frisur den immer darin steckenden Stielkamm und begann die schmerzhafteste Prozedur des Lockenwickelns.

Fräulein Mali, die dabeistand, gab als Oberbefehlshaberin ihre Anweisungen und mahnte vor allem zu gediegener und fester Arbeit, die ihr in Anbetracht der längeren Reise und unseres noch nicht zur wünschenswerten Gelassenheit gediehenen Temperaments geboten schien. Justine, die alle Ratschläge gewissenhaft befolgte, arbeitete mit der Entschiedenheit, die wir leider schon einmal verspürt hatten, unbekümmert um unsere schwachen Versuche, unsere Köpfe ihren Griffen zu entwinden und um die Tränen, die lautlos auf den Boden fielen.

Damals ging mir zum ersten Male der Sinn jenes Märchens von der kleinen Seejungfrau auf, wie die alte Großmutter dem lieben kleinen Meerfräulein acht Austern in den Schweif klemmt und die mir bis dahin dunklen Worte spricht: Hoffart muß Zwang leiden.

Als wir endlich Justinens Händen entronnen waren, hatte ich das Gefühl, daß mir langsam, aber unabwendbar die Kopfhaut nach hinten zu abgezogen würde.

Die eingedrehten Locken saßen auf unseren Köpfen wie kleine Hörner. Wir fanden das sehr spaßig. Weniger spaßig war der Versuch, unsere neuen Strohhüte aufzusetzen, denn diese drückten sehr empfindlich, und als wir abends zu Bette gingen, hatten wir, wiewohl unser Gewissen an jenem Tage rein und ohne Schuld war, doch keineswegs das sanfte Ruhekissen unter dem Kopfe, das wir billigerweise beanspruchen konnten.

Endlich kam die Abreise.

Vor der Haustüre stand ein dunkler Wagen und die Dienstmädchen liefen geschäftig mit Lichtern durch das stille Haus. Die mir so vertraute Straße lag voll Mondschein; sie war mir ganz fremd in ihrer Stummheit, und die freundlichen Nachbarhäuser, die mir liebe Spielgesellen waren, breiteten wunderliche Schatten um sich aus und sahen ernsthaft, fast feindselig auf mich nieder, die ich mit meinen trippelnden Schritten ein so überlautes Geräusch vollführte.

Als wir im Wagen untergebracht und zwischen der Mutter und der Großmutter ordentlich verstaut waren, polterte der Wagen davon durch die stillen Straßen, an den schlafenden Häusern vorüber zur Stadt hinaus. Gesprochen wurde wenig. Wir Kinder starrten mit weit aufgerissenen Augen in das Dunkel hinein. Ab und zu zwitscherte eins, wie ein verflogenes Vögelchen, dann wurde es still.

An der Bahnstation sollten wir mit einem Onkel zusammentreffen, der die Leitung der weiteren Expedition übernehmen sollte. Das geschah auch. Der Onkel versorgte das zahlreiche Handgepäck mit der Männern eigenen Ruhe und Gelassenheit. Des bessern Überblicks wegen zählte er mich und Anna, die wir beide schliefen, dem Handgepäck zu. Ich muß aber zur Steuer der Wahrheit anführen, daß der Onkel sowohl mir als Anna seine Fürsorge in gleichem Maße angedeihen ließ, wie den anderen Paketen, ja daß er uns im Coupe mit derselben Vorsicht auf die Bank legte, wie Großmutter's Reisetasche, die den ganzen Proviant enthielt.

Wir wachten erst auf, als wir uns in voller Fahrt befanden, und die Sonne ins Coupe lachte. Hei, wie die Drähte vor den Fenstern auf und nieder tanzten, und wie die Telegraphenstangen mit ihren weißen Glocken hintereinander herjagten! Wie riesenhafte Blumenstengel sahen sie fast aus! Über alles wohl gefielen uns die sauberen Dörfchen, die mit ihren Häuschen und Kirchtürmen wie neues Spielzeug aussahen und weit herum in Feldern und Wiesen verstreut lagen. So vieles gab es zu sehen, hier dies, dort jenes, so daß wir in immerwährender Unruhe von einem Fenster zum andern trippelten, um ja nichts von den Herrlichkeiten draußen zu versäumen. Allein bald ermüdete uns das. Anna quälte nun die Großmutter, und so wie die arme Frau an dem Gespräch teilzunehmen versuchte, fuhr Anna mit der stereotypen langgezogenen Frage dazwischen: „Großmutter, was soll ich jetzt maaaachen?“

Ich saß auf der Bank und schlenkerte mit den Beinen, wobei ich es so einzurichten wußte, daß einer meiner Füße jedesmal an eine Schachtel anslug, die unter der Bank stand, was meine Mutter sichtlich beunruhigte, weil darin ihr Hochzeitsgeschenk, ein silberner Tafelaufsatz mit geschliffener Glasschale, untergebracht war.

Glücklicherweise langten wir bald in einer größeren Station ein. Hier erstand der Onkel zwei mächtig große Äpfel, wie sie bei uns nie zu sehen waren, und unsere Stimmung hob sich wieder auf die gewünschte Höhe.

Anna wollte aus ihrem Apfel eine Zuckerdose haben mit einem Deckel zum Auf- und Zumachen, welche die Großmutter bereitwillig und mit großer Geschicklichkeit anfertigte.

Ich saß in der einen, Anna mir gegenüber in der andern Ecke. Wir tauschten unsere Ansichten aus über Äpfel in ihrer natürlichen Form und Äpfel als Zuckerdosen. Ich war für den Apfel an sich, und, so sehr Anna die Form ihres Apfels verteidigte, schien sie sich doch nach und nach meiner praktischen Ansicht zu nähern. Bald daraus fand sie, daß eine Zuckerdose ohne Deckel auch noch eine Zuckerdose sei, und biß herzhaft ein großes Stück von dem Deckel ab. Indes, was ist der Mensch in den Klauen der Leidenschaft? Anna schmauste mit großem Behagen und, ehe sie sich dessen versah, war der Deckel, die Dose, kurz, der ganze Apfel mit Stumpf und Stiel verspeist. — In demselben Maße, als Anna's Apfel verschwand, wuchs mein Gefallen an dem meinen, und ich unterließ auch nicht, diesem

Gefallen sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Ich besah meinen Apfel mit liebevollen Blicken, drehte ihn nach allen Seiten, rieb ihn an meinem Kleide blank, ohne dabei Anna aus dem Auge zu verlieren. Anna bemühte sich ihrerseits, ein gelangweiltes Gesicht zu machen und schien gar nicht herüberzusehen. Mein Spiel mit dem Apfel wurde augenfälliger: Ich schaukelte ihn in den Armen wie eine Puppe, rollte ihn aus der Bank hin und her und spielte Ball damit. Da auch dies die gewünschte Wirkung nicht hervorrief, faßte ich den Apfel beim Stiel, hielt ihn in Armeslänge vor mir in die Höhe, um seine Schönheit bester bewundern zu können, und sagte selbstgefällig: „Ich hab' einen Apfel!“ Anna verzog die Unterlippe. Ich nahm mein Selbstgespräch wieder auf: „Ein schöner Apfel, den werde ich essen“ -- aber im selben Augenblick fuhr es mir durch den Kopf, daß das für den ausschließlichen Genuß gefährlich werden könnte, und ich setzte hinzu: „Ich werde ihn morgen essen, vielleicht übermorgen.“ Jetzt endlich war Anna's Ruhe erschüttert. Sie schob sich zur Großmutter hin und raunzte eine Weile. Die Großmutter unterbrach ihr Gespräch und wandte sich an Anna: „Nun was ist denn, was willst du?“ Worauf Anna der Großmutter auf den Schoß kletterte und mit einem Seitenblick auf mich und meinen Apfel weinerlich vorbrachte: „Ich will einen Apfel!“ Die Großmutter wehrte ab: „Ich habe keinen.“ — Anna wiederholte: „Ich will einen Apfel.“ Der Onkel mischte sich ins Gespräch: „Bis wir aussteigen, kriegst du einen Apfel, einen noch viel größern.“ Anna: „Ich will einen Apfel.“ Und das in einem Ton, der die nahe Katastrophe befürchten ließ. Um das Schlimmste abzuwehren — hat doch ein Apfel wiederholt großes Unheil angerichtet — rief mich die Großmutter mit ausgesuchter Freundlichkeit zu sich: „Komm her, du bist ja ein braves Kind, ich werde euch den Apfel teilen.“ Meine nächste Bewegung war, den Apfel hinter meinem Rücken zu verstecken. Anna legte den Kopf in der Großmutter Schoß und heulte. Alle kehrten sich nun gegen mich. Mir waren die Tränen nahe, aber ich saß vertrotzt da und hielt meinen Apfel fest. Da alle Überredungskünste nicht halfen und Anna fortheulte, wurden sie unwillig und ich war die Schuldige. Ich saß, wie ein armes Sünderlein, in der Ecke und sagte mir in meinem Herzen, daß Anna doch ihren ganzen schönen Apfel allein und ungestört ausgegessen und mir auch nicht ein Schnitzelchen gegeben hatte. Die Großen waren gegen mich aufgebracht, und es wußte doch keiner, welch schweren Kampf und wie viel Selbstüberwindung es mich im Geheimen gekostet hat, meinen Apfel durch diese ganze Zeit unversehrt zu erhalten.

Der Hochzeitstag kam. Es war ein wundervoller Sommertag. An einem solchen Tage mußte alles schön werden. Wir Kinder waren voll froher Erwartung.

Eingeleitet wurde der festliche Tag durch die Friseurin. Sie kam, um die eingedrehten Locken aufzukämmen. Sie war ebenso pressiert und ebenso handfest wie die heimatliche Justine Weigner, und auch ihre Arbeit blieb uns geraume Zeit im Gedächtnis. Endlich waren wir fertig und, als wir alle Kostbarkeiten, die Fräulein Mali eingepackt hatte, auf dem Leibe trugen, fanden wir uns durch die Pracht unserer Erscheinung für die ausgestandene Mühsal reichlich entschädigt. Bei der Tante, bei der wir wohnten, lernten wir unsere neuen Cousinen kennen. Wir waren unser jetzt vier. Die Tante führte uns vor das Haus, wo noch zwei kleine weiß gekleidete Mädchen auf uns warteten und sagte: „Das ist die Berta und das die Josefine.“ Sei es die fremde Umgebung, oder der ungewohnte Putz, wir standen steif da und trauten uns kaum, die neuen Gefährtinnen anzusehen. Auch sie waren scheu und verlegen, drehten sich auf einem Fleck hin und her, eine und die andere steckte trotz der weißen Handschuhe die Finger in den Mund, und kurze Seitenblicke von unten herauf flogen hinüber und herüber. Nach diesen Anstalten sah die Tante ein, daß eine Annäherung nicht sobald zustande kommen würde; sie nahm also kurz entschlossen unsere Hände, fügte sie ineinander, so daß wir alle sechs neben einander in einer langen Reihe standen und sagte: „Nun führt euch hübsch und geht das Mariechen holen.“ So standen wir nun nebeneinander, sprachen kein Wort und rührten uns nicht — sechs kleine Eisblöckchen. Die Tante, die im Hause zu tun hatte, gab einer von uns einen sanften

Schubs und überließ uns die weitere Entwicklung. Wir fühlten uns alle unbehaglich, wagten aber nicht, die Hände loszulassen. Wir gingen nun das Mariechen holen, das mit ihren Eltern im nahen Hotel wohnte und ebenfalls zur Kranzjungfer ausersehen war. Gesprochen wurde auf dem ganzen Wege nichts.

Jede hielt krampfhaft die Hände der beiden Nebestehenden, genauso, wie sie die Tante zusammengefügt hatte, und machte sorgfältig alle Schwenkungen mit, welche unsere ortskundige Führerin, die am Flügel marschierte, einleitete. Auf diese Art bewerkstelligten wir den unter diesen Verhältnissen nicht leichten Aufstieg über die schmale Hotelterrasse und schlängelten uns, alle sechs hintereinander, ins Zimmer der neuen Tante, wo wir uns stumm, aber ohne uns loszulassen, aufstellten. Mariechen war schon bereit; die Tante, eine freundliche Frau, empfing uns mit den Worten: „Ach, da seid ihr ja löste die Kette in der Mitte auseinander, fügte Mariechen als ein neues Glied ein und legte rechts und links die betreffenden Hände wieder zusammen. Es war nicht einfach für uns sieben, uns in dem engen Hotelzimmer umzudrehen. Aber wir vollführten auch dieses strategische Kunststück und zogen, wie wir gekommen, in langer, festgeschlossener Reihe — bloß um eine vermehrt — ins Hochzeitshaus.

Vor uns betraten eben zwei Damen in Seidenkleidern das Haus und gingen auf die Türe des Wohnzimmers zu. Da wir auch zur Hochzeit gehörten, gingen wir ihnen nach. Doch hatten wir die Türe noch nicht erreicht, als sich eine Frau mit einer breiten Kuchenschürze zwischen uns und die Türe stellte und die ganze Kolonne über den Flur in ein Hinterzimmer dirigierte. Es war das Schlafzimmer, in dem sämtliche Möbel der ausgeräumten vordern Zimmer untergebracht waren. Da ließ uns die Frau allein. Zwischen den hier aufgestapelten Tischen, Kästen und Stühlen blieben nur schmale Gäßchen frei, und es ergab sich von selbst die Notwendigkeit, unsern bisher behaupteten Zusammenhang zu lösen. Wärmere Beziehungen kamen auch da nicht zustande. Wir hockten uns jede in einen Winkel, wo gerade Raum war, sahen uns mit großen Augen an und warteten. Ich hatte beim Fenster auf einem umgestürzten Wäschekorb Platz gefunden. Die andern begannen schon ungeduldig zu werden. Ich selbst gab mich meinen Gedanken hin, denn ich wußte, daß jetzt meine Zeit kommen sollte.

Ich hatte unter Fräulein Mali's Anleitung und unter mancherlei Tränen als Angebinde für die Braut ein pompöses Nadelbuch gestickt, auf Silberpapier und von Fräulein Mali mit großen blauen Schleifen ausgeziert. Zu diesem Nadelbuch hatte mir das Fräulein eine wohlgesetzte Rede beigebracht, mit der ich mein Hochzeitsgeschenk wirkungsvoll überreichen sollte. Ich hatte mir das Alles bis ins kleinste Detail ausgemalt. Wenn alle Hochzeitsgäste versammelt sind und in einem schönen Rundkreis die Braut umstehen, werde ich sitzsam durch die Türe eintreten und einen sehr schönen Knick machen, und zwar, ohne daß mich die Mutter erst mahnend anschaut. In der Mitte des Zimmers steht die Braut, alle Blicke, die bisher auf der Braut geruht haben, wenden sich mir zu. Ich trage das Nadelbuch vor mir auf den Händen, genauso, wie ich es in meinem Bilderbuch gesehen habe, wo ein Page dem Aschenbrödel auf einem Polster die Krone bringt, und sage, stolz und verschämt zugleich, meinen Glückwunsch auf. Die Braut sagt: „Ich danke dir sehr, das ist wunderschön“, und schenkt mir eine große Tafel Schokolade. Dann kommen alle herbei, sehen das schöne Nadelbuch an und sagen, daß ich ein sehr braves, geschicktes und fleißiges Kind bin, und wundern sich, daß ich es selbst gemacht habe..... Ich war mit dem Ausmalen dieser Szene noch nicht fertig, da öffnet meine Mutter die Türe, nimmt mich bei der Hand und zieht mich mit. Schon mein Entree wickelte sich nicht ganz programmgemäß ab. Eben als ich in den Festraum eintreten wollte, kam eine Magd mit einem großen Tablett voller Teller und stieß mich mit der Kante des Tablett in die Schulter. Das Zimmer war mit Leuten vollgefüllt, und nur mit Hilfe meiner Mutter drang ich bis zur Braut durch. Bevor ich noch ein

Wort herausbrachte, hatte mir die Braut das Nadelbuch abgenommen, es entstand irgend eine Bewegung an der Türe, die Leute drängten sich, meine Mutter faßte mich rasch, und, ehe ich zur Besinnung kam, saß ich wieder in dem überfüllten Schlafzimmer auf dem Wäschkorb, wie ein verregneter Spatz auf seinem Ast. — Ich kann aber nicht sagen, daß die Stimmung meiner Genossinnen wesentlich heiterer war.

Nach einer Weile erschien eine ältere Frau, hielt uns eine lange Predigt, daß wir nun zur Trauung mitgehen dürfen und ermahnte uns, uns artig zu betragen und hübsch in der Reihe zu bleiben. Unterdessen hatte sich im Hausflur der Zug formiert, ich, Anna und noch zwei andere bekamen jede einen Blumenkorb, aus dem wir der Braut Blumen zu streuen hatten. Die drei übrigen waren dazu ausersehen, der Braut die Schleppe zu tragen. Wir gingen nun langsamen Schrittes voran und streuten unsere Blumen. Zu beiden Seiten des Zuges hatte sich eine Menge von Zuschauern aufgestellt, und als wir vorüber gingen, sagte eine Frau zu einer andern: „Ach, sehen Sie die Kinder, wie reizend!“ — Das war auch so ziemlich alles, was wir von der Hochzeit hatten.

Schon während der Trauung hatten sich dichte Wolken zusammengezogen, und als die Feier zu Ende war, ging ein heftiger Platzregen nieder. Eine große Aufregung bemächtigte sich der geputzten Hochzeitsgäste. Wir Kinder wurden, da niemand Zeit hatte, sich in der allgemeinen Verwirrung, um uns zu kümmern, einem Dienstmädchen übergeben mit der Weisung, uns und die beiden Cousinen Jda und Emma einstweilen in die Wohnung der Tante zu bringen — zu Tische würden wir abgeholt werden. Indessen regnete es lustig weiter. Die großen Leute waren ftvh, unter Dach und Fach zu sein, und niemand dachte daran, nach uns zu schauen. Als wir Hunger bekamen, kochte uns das Dienstmädchen, da nichts anderes vorbereitet war, eine Schüssel Griesbrei. Wir saßen trübselig um den Tisch herum und löffelten unsern Brei. Das Hochzeitsmahl hatten wir uns allerdings anders vorgestellt.

Erst spät am 'Nachmittag erinnerte sich der Onkel an uns Kinder. Von dem Hochzeitsessen brachte er für jedes der Kinder ein Stück Backwerk und als Ersatz für die saftigen Braten und andere guten Dinge die schönen, aber nicht eßbaren Aufputzstücke von den Torten.

Der Onkel mochte fühlen, daß diese kärglichen Überreste uns nicht befriedigen konnten und hatte daher für jedes Kind ein Geschenk eingekauft. Jda bekam einen Baukasten, Emma zwei kleine Porzellanpüppchen, Man und Frau, Anna als die reifste von uns ein Strickkörbchen und ich ein zierliches Kästchen mit einem Springteufel drin. Mein Entzücken war grenzenlos. Das Teufelchen hatte zwei Hörner und eine kleine Glocke am Halse, die jedesmal lustig klingelte, wenn es aus dem Kästchen hervorsprang. Und ich wurde nicht müde, das Teufelchen springen zu lassen.

Weniger zufrieden war Anna. Sie halte gleich beim Auspacken ein langes Gesicht gemacht und sagt: „Ich habe schon ein Strickkörbchen“, was auch tatsächlich der Fall war. In dem allgemeinen Jubel hatte der Onkel diesen Einwurf überhört. Meine Tante, die dabei stand, merkte Anna's weinerliche Miene und versuchte in dem Getümmel, durch einen kecken Handstreich mein Teufelchen mit dem Körbchen zu vertauschen. Ich ließ aber das Teufelchen nicht aus der Hand. Anna, die über mein Entgegenkommen keineswegs im Unklaren war, hätte sich nie einfallen lassen, etwas so Absurdes zu verlangen. Als sie aber den Vorstoß der Tante merkte, wuchs ihr Mut und ihre Begehrlichkeit und sie erklärte fest und entschieden: „Ich will nicht den Korb, ich will das Teufel.“ Damit war ein böser Krieg eröffnet.

Der Onkel war bestürzt und mühte sich, durch Zureden die Sache zu schlichten, und die Tante, die den Ausbruch von Feindseligkeiten vermeiden wollte, versprach, das Körbchen mit den besten Süßigkeiten bis zum Rande vollzufüllen und eine neue Federbüchse dazuzulegen, wenn ich auf den

Tausch einginge. Es war alles umsonst. Je mehr sich die Tante anstrengte, mir das Teufelchen abspenstig zu machen, desto teurer wurde es mir.

Während die Tante noch auf mich einsprach und Annas Tränen bereits flossen, kam meine Mutter. Nun fing auch die an, auf mich einzureden, und erklärte mir, daß ein braves Kind immer und unter allen Umständen nachzugeben habe. Ich muß sagen, daß mich diese Verstärkung der Gegenpartei sehr beunruhigte. Trotzdem nahm ich, dem teuern Teufelchen zuliebe, meinen ganzen Mut zusammen, wiewohl mir das nicht mehr leicht wurde, und verweigerte die Herausgabe. Je kleinlauter ich wurde, desto heftiger gebärdete sich Anna, und meine Mutter, der nun endlich die Geduld ausging, machte dem Parlamentieren kurzweg dadurch ein Ende, daß sie mich ins Nebenzimmer nahm und sich da mit mir eindringlicher auseinandersetzte. Nachdem sich mein erster Gefühlsausbruch gelegt hatte — mein Teufelchen hatte ich behauptet und hielt es fest an mich gepreßt — merkte ich, daß ich nicht allein war. Im Bette lag Emma und weinte bitterlich, und in einer Ecke saß Ida auf einem Schemel und schluchzte.

Was war geschehen?

Ida und Emma, die über ihre Geschenke hocheifrig gewesen waren, hatten die Verwicklung zwischen Strickkorb und Teufelchen mit angesehen. Um nun ihrerseits ihr Eigentum der Gefahr zu entziehen, packte Ida ihren Baukasten, Emma legte die beiden Püppchen hinein, und sie machten sich beide davon. In der Hast hatte Ida den Deckel verkehrt hineingeschoben, und als sie nachher den Kasten öffnen wollten, ging er nicht auf. Die Bestürzung war groß. In ihrer Not gingen sie zur Köchin, um bei ihr Hilfe zu suchen. Da die es nicht zustande brachte, wandten sie sich an die Tante, die, ganz gereizt durch meinen hartnäckigen Widerstand, in die Küche kam. Die Tante probierte ebenfalls und da es nicht im Guten ging, nahm sie das große Küchenmesser und brachte die Schachtel wirklich auf. Freilich nicht in der Weise, wie es Ida und Emma gewünscht hatten. Eine Seite war abgesprengt und beide Puppen, Mann und Frau, hatten ihre Köpfe eingebüßt. Das sehen und ein Indianergeheul antimmen, war bei Ida und Emma eins. Nun war aber auch das Maß für die Tante voll. Sie wichste erst Ida, dann Emma durch und steckte sie in das Zimmer, wo ich eben mit ihnen nachher zusammen traf.

Gleiches Leid bringt die Seelen zusammen. Unsere Aufregung ebte schon ein wenig ab, als sich die Türe öffnete und Anna heulend zu uns hereinflog. Sie hatte den einmal erregten Wunsch nach meinem Teufelchen mit der ihr eigenen Zähigkeit so lange wiederholt, bis es schließlich auch dem lebenswürdigen Onkel zuviel wurde. Die Großmutter war nicht da und so verabreichte ihr die Tante, die einmal im Zuge war, aus eigener Machtvollkommenheit, wenn auch nicht das Teufelchen, so doch etwas, was sie zur Ruhe bringen sollte, und schob sie zu uns andern Missetätern hinein.

Durch Anna's lautes, noch unverbrauchtes Geheul wurden alle unsere Schmerzen von frischem angefaßt. Wir setzten mit neuer Kraft ein und weinten einträchtig alle vier in dem stillen Zimmer, bis der Schlaf kam und alle Bekümmernis zur Ruhe brachte.

So endete meine erste Hochzeitsreise.

Regine Adler

Veröffentlicht in In: Deutsche Arbeit. Zeitschrift des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland. Nr. 3 (1903/04), S. 650-663.